

(Nachdruck verboten.)

49)

Die Mutter.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Adolf Heß.

„Schon wieder?“ rief Rybin. „Das hat ihm wohl gefallen . . .“

Ignaty hörte mit seinem Gesang auf, Jakob nahm der Mutter den Stock aus der Hand und sagte:

„Setz Dich, Alte . . .“

„Na und Ihr? Setzt Euch doch!“ lud Rybin Sophie ein. Sie setzte sich schweigend auf einen Baumstumpf und betrachtete Rybin aufmerksam.

„Wann wurde er verhaftet?“ fragte Rybin und rief kopfschüttelnd: „Du hast kein Glück, Nilowna!“

„Das macht nichts!“ sagte sie.

„Wann? Glaubst wohl, Du gewöhnst Dich daran?“

„Nein, aber ich sehe — es geht nicht anders.“

„So!“ sagte Rybin. „Na erzähl mal . . .“

Jesim brachte einen Topf Milch, nahm einen Napf vom Tisch, spülte ihn mit Wasser aus, goß Milch hinein und schob ihn Sophie hin, indem er aufmerksam auf die Erzählung der Mutter horchte. Er bewegte sich und tat alles lautlos, vorsichtig. Als die Mutter ihre kurze Erzählung beendet hatte, schwiegen alle einen Augenblick, ohne sich anzusehen. Ignaty, der am Tisch saß, zeichnete mit einem Nagel auf die Bretter ein Muster, Jesim stand hinter Rybin und hatte seine Ellbogen auf dessen Schulter gestützt. Jakob hatte sich gegen einen Baumstamm gelehnt, die Hände auf der Brust verschränkt und den Kopf gesenkt. Sophie musterte heimlich die Bauern.

„Ja-a!“ sagte Rybin langsam und finster. „So weit ist man schon . . . daß man ganz offen über die Straße ziehen will . . .“

„Hier würden uns die Bauern, wenn wir solche Parade machen wollten, zu Tode prügeln!“ sagte Jesim und lächelte finster.

„Unbedingt!“ bestätigte Ignaty kopfnickend. „Nein, ich gehe in die Fabrik, da ist es besser.“

„Bawel wird verurteilt, sagst Du?“ fragte Rybin.

„Ja, das ist bestimmt,“ erwiderte die Mutter.

„Na und — welche Strafe bekommt er? . . . Hast's nicht gehört?“

„Zwangsarbeit oder lebenslängliche Verbannung nach Sibirien,“ antwortete sie leise.

Die drei Burischen blickten sie alle auf einmal an, Rybin aber senkte den Kopf und fragte:

„Nun, als er die Sache anstiftete, hat er da gewußt, was ihm drohte?“

„Ich weiß nicht . . . Sicher hat er es gewußt.“

„Er hat's gewußt!“ sagte Sophie laut.

Alle schwiegen unbeweglich, als wären sie in demselben kalten Gedanken erstarrt.

„Ja!“ fuhr Rybin finster und gewichtig fort. „Ich glaube auch, daß er es gewußt hat. Ohne zu wagen — wird der nicht wagen. Bawel ist ein ernstler Mann. Habt Ihr das gehört, Leute? Der Mensch weiß, daß man ihn mit Bajonetten erstechen und ihm Zuchthaus aufbrummen kann, geht aber dennoch vorwärts. Er muß einfach. Und stellt sich ihm seine Mutter in den Weg, so geht er über sie hinweg und eilt weiter. Wäre er über Dich hinweggegangen, Nilowna?“

„Das wäre er,“ erwiderte die Mutter zitternd und blickte mit einem schweren Seufzer um sich. Sophie streichelte ihre Hand und sah Rybin finster und unberwandt an.

„Das ist ein Mensch!“ sagte er halblaut und maß alle mit seinen dunklen Augen.

Und wieder schwiegen sie. Barte Sonnenstrahlen hingen wie goldene Bänder in der Luft. Jergendwo krächzte nachdenklich eine Krähe. Die Mutter war durch Erinnerungen an den ersten Mai, durch Gram über ihren Sohn und Andrej verstimmt. Sie betrachtete ihre Umgebung. Auf dem kleinen, engen Platz lagen zerfallene Teertonnen, spreizten sich entwurzelte Baumstümpfe und zitterten Holzspäne. Eichen und Birken drängten sich dicht um den Platz, rückten unmerklich von allen Seiten heran, als wollten sie das ganze Gerümpel,

den ganzen Schmutz, der sie beleidigte, beseitigen und vernichten. Und von der Stille gleichsam gefesselt, warfen sie unbewegliche, dunkle, warme Schatten auf die Erde.

Plötzlich schritt Jakob beiseite, bewegte den Kopf und fragte trocken und laut:

„Sind das solche, gegen die wir mit Jesim losgehen sollen?“

„Was glaubst Du denn, gegen wen sonst?“ antwortete Rybin mürrisch. „Sie erwürgen uns mit unseren eigenen Händen . . . Das ist der Witz!“

„Ich werde doch Soldat!“ erklärte Jesim halblaut und hartnäckig.

„Wer rät Dir denn ab?“ rief Ignaty. „Geh doch.“

Und Jesim scharf anblickend sagte er lächelnd:

„Aber wenn Du auf mich schießt, dann ziel auf den Kopf . . . nicht zum Krüppel machen, sondern mit einemmal töten!“

„Das habe ich bereits gehört!“ rief Jesim grob.

„Wartet, Kinder!“ begann Rybin und erhob langsam die Hand. „Da — seht einmal das Weiß an! Ihr Sohn ist jetzt sicher verloren . . .“

„Warum sagst Du das?“ fragte die Mutter bekümmert und leise.

„Das muß ich!“ antwortete er finster. „Dein Haar darf nicht unsonst grau geworden sein, Dein Herz darf nicht unsonst gelitten haben . . . Also sage ich Euch: haben sie sie damit etwa getötet? Nilowna, hast Du Bücher mitgebracht?“

Die Mutter sah ihn an und erwiderte nach kurzem Schwiegen:

„Ja . . .“

„So!“ sagte Rybin und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Ich habe das sofort gewußt, als ich Dich sah . . . Weshalb solltest Du auch hierher kommen, wenn nicht deswegen? Habt Ihr's wohl gemerkt! Den Sohn haben sie unschädlich gemacht — da ist die Mutter an seine Stelle getreten!“

Er richtete sich gerade und sprach böse, mit der Faust drohend:

„Die Hunde“ — er schimpfte unflätig — „sie wissen nicht, was die mit blinder Hand säen. Werden es schon wahrnehmen, wenn unsere Macht gewachsen ist und wir das verfluchte Unkraut abmähen. Dann sollen sie es sehen!“

Die Mutter erschrak über sein Geschrei, sie blickte ihn an und sah, daß Michailos Gesicht sich gänzlich verändert hatte — es war magerer geworden, sein Bart war unegal, und unter ihm waren die Kinnbäden zu sehen. In dem bläulichen Weiß der Augen erschienen feine, rote Aderchen, als hätte er lange nicht geschlafen, seine Nase war knorpeliger, raubtierähnlich gekrümmt. Der offene Kragen des teergetränkten, einst roten Hemdes ließ das hagere Schlüsselbein, die dicke schwarze Wolle auf der Brust sehen, und in der ganzen Gestalt lag etwas noch Finstereres und Feierlicheres. Der trockene, sieberhafte Glanz seiner Augen erhellte das düstere Gesicht mit Gram- und Bornesflammen. Sophie war blaß geworden und schwieg, ohne den Blick von den Bauern abzuwenden. Ignaty schüttelte den Kopf und blinzelte, Jakob, der wieder neben der Hütte stand, riß mit seinen dunklen Fingern ärgerlich die Rinde von den Stangen los. Am Tisch entlang schritt hinter dem Rücken der Mutter langsam Jesim.

„Neulich,“ fuhr Rybin fort, „rief mich der Landrichter zu sich . . . Sagte zu mir: Was hast Du frecher Kerl dem Popen gesagt? Warum bin ich ein frecher Kerl? Ich verdiene mir mein Brot mit schwerer Arbeit, habe niemandem etwas zu Leide getan, sage ich . . . Ja. Er brüllte mich an, fuhr mir ins Gesicht . . . Und drei Tage und drei Nächte saß ich im Loch. So geht Ihr mit den Leuten um! Ja. Da rechnet auch nicht auf Erbarmen, Ihr Teufel. Kriege ich Euch nicht zu fassen — so tut es ein anderer, und lauft Ihr uns davon, so halten wir uns an Eure Kinder . . . das vergeßt nicht! Ihr habt mit den eisernen Krallen Eurer Eier die Volksbrust aufgeschlügt und Böses hineingefät — da rechnet nicht auf Gnade, Ihr Teufel! Das sage ich!“

Er war ganz voll von glühender Wut, und in seiner Stimme zitterten Töne, die die Mutter erschreckten.

„Und was habe ich dem Popen gesagt?“ fuhr er ruhiger fort. „Nach der Gemeindeversammlung steht er mit Bauern

auf der Straße und erzählt ihnen, die Menschen seien eine Herde, die immer einen Hirten nötig hätte . . . ja. Da machte ich einen Scherz. — Wenn man im Walde den Fuchs zum Anführer wählt, dann gibt es wohl viele Federn, aber keine Vögel! Er schielte nach mir hin und sagte, das Volk müsse Geduld haben und mehr zu Gott beten, damit Er ihm Kraft zum Ausharren gebe. Ich aber sagte, das Volk bete wohl viel, aber Gott hätte augenscheinlich keine Zeit, denn er höre nicht. Ja. Da fuhr er auf mich los: Welches Gebet ich denn bete. Ich sage — nur ein einziges, wie das ganze Volk: Herrgott, lehre mich für die Herren Ziegel schleppen, Steine fressen und Falken spucken! Da ließ er mich nicht zu Ende reden . . . Seid Ihr — eine Gnädige?“ brach Rybin plötzlich seine Erzählung ab und wandte sich an Sophie.

„Warum soll ich eine Gnädige sein?“ fragte sie ihn schnell und fuhr vor Schreck zusammen.

„Warum!“ lachte Rybin bitter. „Das ist das Schicksal, mit dem Ihr geboren seid. Ja. Glaubt Ihr, man kann mit einem Kattuntuch seine feine Herkunft verbergen? Wir erkennen den Wolf auch im Schafskleide . . . Ihr seid mit dem Ellbogen auf dem Tisch in das Rasse geraten — da habt Ihr gezuckt und ein Gesicht geschnitten . . . Euer Rücken ist auch viel zu gerade für einen Menschen, der arbeitet.“

Die Mutter fürchtete, er würde Sophie in seiner groben Art beleidigen, so sagte sie denn schnell und streng:

„Sie ist meine Freundin, Michailo Iwanowitsch, sie ist ein gutes Menschenkind . . . und hat bei unserer Arbeit ihr graues Haar bekommen . . . Mach es nicht zu schlimm . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgsluft.

Von Ernst Schur.

Die Wiesen fliegen vorbei. Aeder schließen sich an. Dann eine Willentolonie mit hellen Häuschen in bäurischem Stil. Wald. Eine Waldrestauration. Braune Holzgitter mit Epheu umkleidet, blaue Stühle und Tische stehen dahinter. Dann ein Dorf mit roten Dächern, umzogen von einer weißen Mauer.

Zum erstenmal sieht man die Berge, ganz schwach im Dunst der Fernen, ganz hinten am Horizont. Grau, nur wenig Erhebungen, noch unsicher. Weißlich schimmern die Schneegebiete, aber auch noch undeutlich, und man weiß bei längerem Zusehen nicht, ist es Schnee oder schweben da weißliche Wolken.

Dann verschwindet das Bild wieder. Felder tauchen auf, dicht mit bunten Blumen, weiß, gelb und blau besät. Die weißen und blauen ganz niedrig im Gras, die gelben reden sich hoch darüber: eine volle, gesegnete Pracht.

Radfahrwege längs der Bahn, am Wald entlang; Radfahrer fahren, bleiben langsam zurück hinter dem Zug. Die Sonne glüht auf dem Metall. Blauer Himmel, dunstig und morgenfrisch. Weiße Wolken geballt. Der weiße Rauch der Lokomotive fliegt zurück, auch schwebende Wolken.

Auf den Feldern liegt schon hier und da das Heu geschichtet. Die Frauen schütteln es durcheinander, mit großen Strohbüten zum Schutz gegen die Sonne bewehrt. Zuweilen schon Bauernhäuschen mit grünen Läden, grünem Holz, weißen Mauern und Holzgiebeln.

Sanftügelig wellt sich das Feld und in leisen Unterballen beginnen die Erhebungen. Wie schimmert solch' ein Feld! Das eine dort ganz weiß. Daneben eins rotbraun. Weiße, warme, sonnen-glühende Teppiche! In einzelnen Stellen sammeln sich die roten Blüten, tiefrot der Anblick, die spärlichen, weißen Blüten breiten einen blassen Schimmer sanft darüber. Die großen Butterblumen erscheinen in dieser Ferne dem schnell Vorüberfahrenden wie kleine Pünktchen.

Im Zuge befand sich eine rechte Lausbuben-Gesellschaft, zehn- bis zwölfjährige Bengels mit blauen Mützen, einige waren auch wohl älter. „Nest, wenn wir Zigaretten hätten“ — das war der erste Ausruf des einen Sproßlings, der eine Brille trug, ein dickes, rundes Gesicht hatte und so ansah wie ein Kaplan. Danach erzählten sie Witz von „Herrn Kollega Meher“, wahrscheinlich einer der Klassenlehrer. Sie verkehrten recht loyal mit ihren Lehrern und Präfekten. Die Präfekten waren junge Geistliche im schwarzen Gehrock und schwarzem Strohhut und Brillen. Diese machten sich eifrigst zu schaffen an den Galtstößen, um den Lausbuben warme Würste und Semmel, auch Bier heranzuschaffen. Wie die wilden Tiere fielen die Jungen darüber her.

„Seid Ihr auch alle hübsch artig?“ — fragte der Präfekt in das Coupé hinein, wo der Wunsch nach Zigaretten ausgesprochen war und über die Lehrer geult wurde.

„Gewiß, Herr Präfekt“ — drängte sich der zum Kaplan prädestinierte Didkopf hervor — „wir sind ganz artig, wir erzählen uns immer hübsche Geschichten!“ Und der Chorus bestätigte, daß sie alle brav gewesen.

„Das ist recht,“ — lobte der genasführte Präfekt — und alles lachte.

Als die Coupéstür zuslog, lehnte sich der Didkopf noch einmal heraus und rief dem Präfekt zu: „Seins nit so andächtig, Herr Präfekt!“ — das Gebetbuch guckte diesem nämlich aus der Tasche.

Der Herr Professor, der eigentlich bei den größeren sich aufhielt, machte einmal die Runde und fragte, ob alle Brot und Bier bekommen hätten.

Plötzlich erschien ein Rächer. Der Professor fragt nach dem guten Verhalten. Da antwortet plötzlich eine Stimme aus dem Nebencoupe. Ein Griesgram lehnt aus dem Fenster, der die Jungen schon lange giftig angeblickt hatte und als der Chorus erklang: wir sind alle brav gewesen! — setzte der Griesgram nachdrücklich ein:

Mit Ausnahme einiger Viechereien, Herr Professor! Die jungen Herren huldigen schon dem Nilotin und behaupten, daß das den Herren Lehrern angenehm sei. Einige sind auch während der Fahrt auf die Bänke gestiegen und haben versucht, durch die Lampe oben in unser Coupé zu gucken.“

Dabei sah der Griesgram den Professor scharf an, sicher, diese entsetzlichen Enthüllungen würden den Lehrer mit Gift und Galle erfüllen und die ganze Partie verderben. Aber die Wirkung ging nicht so von statten. Mit einem langgedehnten „So“ entfernte sich der Herr Professor, die verstummten Reden der Schüler begannen wieder anzuleben, die Gesichter heiterten sich wieder auf, und voller Schadenfreude blickten sie höhnend den Denunzianten an, dessen Weltanschauung sicher in diesem Augenblick ob des unerwarteten Ergebnisses in den Fugen wankte.

Die Jungen aber waren wieder wohl auf, schmissen dem einen Schwarzrod einen Fegen Papier hin und gröhlten: „Da habens ein Bilet, Herr Präfekt, da könnens bei uns einsteigen!“ Der Zug ging weiter und man hörte nur noch lautes Lachen.

Ein typisches Münchener Maler-Ehepaar saß in einem Abteil. Er in Radfahrerhose und Joppe und grünem Lobenstut, sie ebenfalls sehr gleichgültig gegen jeden Komfort gekleidet. Ein mächtiger Rucksack barg alle Lebensmittel für mehrere Tage. Er erzählte von Wildverkäufen, augenscheinlich hatte er etwas verdient und sie leisteten sich nun den Ausflug. Sie zankten sich zuweilen und dann waren sie wieder guter Dinge, als wenn nichts passiert wäre. Zwei Kinder waren mit dabei. Das Mädchen schon respektabel bid, wie die Mutter. Der Junge dagegen ein Prachtstück. Keine Ähnlichkeit, weder mit Vater noch mit Mutter. Blond, helle Gesichtsfarbe, strahlende Augen, schlank und sehnig. Etwa 10 Jahre alt. Der grüne Gebirgsanzug stand ihm vortrefflich, Joppe und Wadstrümpfe. Er wollte durchaus auf den höchsten Berg und zwar sofort nach der Ankunft und weinte voller Ungeduld, als es hieß, die Eltern wollten erst Bekannte aufsuchen. Allzu viel Geld schien bei ihnen nicht zu Hause zu sein. Einfach in den Bedürfnissen, freuten sie sich über alles und sahen die Natur mit heiteren Augen an. Das Mädchen sah stämmig und fest aus, ein Gesicht, wie man es in der Schweiz oft findet, so offen und etwas unförmig, wie Godler es malt. Die zufällige Laune eines Fabrikherrn, der seine Fabrik dortout in ganzer Größe im Wilde haben wollte und daher, da die Photographie nicht diese Aufgabe erfüllen konnte, notgedrungen zur „Kunst“ greifen mußte, — die Fabrik sollte mit allem Zubehör perspektivisch dargestellt werden — verhalf dieser Familie zu diesem Genuß eines Ausflugs. Tausend Mark sollte der „Künstler“ dafür erhalten. Die Münchener Maler leben von der Hand in den Mund. Weiß der liebe Himmel, wie sie durchkommen. Aber sie strecken sich nach der Dede und kommen auch durch. Da in München so viel zusammenströmt, kommt an jeden wirklich einmal die Reife, wo das Glück ihn trifft. Und so sah denn auch meine Münchener Malerfamilie friedlich aneinandergelehnt und sorglos da, in dem sicheren Gefühl, das Glück werde immer zur rechten Zeit zu ihnen kommen. Bis dahin warteten sie geduldig und schimpften nur zuweilen herzhast.

An den Bahnhöfen stehen die Bäuerinnen im Schmutz ihrer grünen und roten Kostüme; unfänglich und majestätisch stehen sie da, steif und unbeweglich. Weiße Lächlein schmücken die Schultern. Ein platter Hut, mit erhöhter Spitze, sitzt auf dem Kopf. Das Haar ist fest gedreht.

Weiter geht's. Da erscheinen die Berge wieder. Ein Dorf. Zwischen Feldern entlang. Durch eine schmale Schlucht senkt sich das Gelände der Eisenbahn, zu beiden Seiten Wald. Holzhäuser mit Vallons und Veranden. Der Zug fährt vorbei. Dort wieder ein Dorf. Die weißen Mauern der Häuser leuchten. Die obere Etage ist meist aus Holz aufgesetzt. Blumen stehen auf den Galerien, die rings um das Haus herumlaufen.

Da liegt der See! Tegernsee. Blau und zartgrün die Fläche. Ganz still und unbewegt. Hinten die hohen Berge, dunstverschleiert, grau. Grün und warm ist alles und die Sonne träumt schwer darüber. An den Ufern Dörfer, keine Ansiedelungen, rote Dächer.

Ich setzte mich in die Gaststube eines Gasthofs. Nicht in die Stube für die Fremden, sondern in die Leutestube. Sie war offen nach der Straße zu, die Kellnerin wollte mich durchaus in dem besseren Raum haben, aber ich hatte keine Lust dazu. Saß lieber unter den Leuten und hörte ihre Rede, ihren Austausch mit an. Da saßen einige, die waren recht redselig und schwatzen und lachten

immerzu, und ein Junge, der bei ihnen saß, horchte ihnen aufmerksam zu. Andere grübelten tiefinnig und mürrisch in ihren Keller und blickten gar nicht auf. Wieder andere hörten laun zu, zeigten aber durch einen plötzlichen Einwurf, daß sie alles verfolgt hatten, und eine andere Tafelrunde saß stumm bei einander, nur zuweilen flog ein Wort kurz von einem zum andern, dann war es wieder lange still.

Großes Aufsehen machte es daher, als ein schiefer Hausierer erschien, sich in die Nähe der Tür setzte und nun anfang, ununterbrochen von Christus und Petrus und sämtlichen Heiligen zu reden. Dabei redete er nicht zu Einzelnen, sondern in die Luft, zu einer eingebildeten Allgemeinheit. Nur, wenn er eine Bestätigung brauchte, nahm er auf einen der Zuhörer, den, der ihm am aufmerksamsten zuhörte, Bezug und heizte von ihm Zustimmung. Wie lebhaft, bunt und abwechslungsreich war es hier! Alles ausgeprägte Typen. Jeder sich so gebend, ohne Rücksicht, wie er war. Ein kleines, niedriges Stübchen war's nur, aber voller Leben, ausgefüllt mit den verschiedenen Regungen und Wibern in wechselnden Nuancen. Und wenn ich dann zufällig durch die Tür, wenn die Kellnerin hineinging, in den Raum für die Fremden hineinsah, wo alles so langweilig und gleichmäßig weiß gedeckt bei einander war, war ich froh, hier geblieben zu sein. Nebenbei paßte mein Anzug besser hierher als zu den Fremden. Ein kleines, altes Büfett stand in der Ecke nach dem Flur zu, wozu ein Schiebefenster sich öffnete. Und die Kellnerinnen hatten genug zu tun, alle zu versorgen. Es war lebhafteste Bewegung unter den Gästen. Und besonders groß war die Freude und das Reden, wenn, wie es gerade geschah, ein Alter aus dem Heimatdorf ankam und mit einem „Sieh da, die Katzl“, die Kellnerin begrüßte. Und dann ging es an ein langes Erzählen.

Ich trete hinaus aus dem dunstigen Raum, der von Neben und Lärmen erfüllt ist.

Tief geborgen und ruhig liegt der See da und laun bringt ein Laut über das Wasser. Noch ist es früher Vormittag. Die Fläche glänzt matt in zartem Grün. Dazu bilden die dunkleren Wände der Berge einen scharfen Kontrast, dessen Uebergänge die kleineren dichtgrün bewaldeten und sonnenwarmen Erhebungen dicht am See bilden, Ausläufer, die sich bis in die Ebene erstrecken. Am Ende des Sees Wiesen, die in aller Pracht der Fülle und der Farben strogen.

Am See entlang gehend höre ich ab und zu das leise Plätschern. Zuweilen der Pfiff eines Motorboots. Oder das Rufen von Kahn zu Kahn, das von den Bergen widerhallt. Diese Morgenruhe am See ist so feierlich und tieftraurig. Die Menschen haben alle in den Häusern zu tun, bereiten das Mittag vor, so ist es ganz einsam und still draußen. Nur daß vielleicht an der Bootstelle der Fährmann an seinen Andern bastelt.

Ich gehe an dem Brauhause vorbei, das friedlich mit der Kirche zusammengebaut ist. Im Bierstübli sitzen schon einige Jecher. Ein Laubengang am Wasser. Dann über eine Wiese, strogend in allen Farben. Da summt's und brummt's und glänzt und duftet. Die Blumen reden sich hier noch einmal so hoch, die Stengel sind noch einmal so dick, die Blüten noch einmal so prächtig und die Farben noch einmal so leuchtend. Die Sonne liegt voll auf der Wiese. Eine duftende Wärme umfängt den Spaziergänger. Es ist eine Lust, über die Wiesen zu wandern.

Am äußersten Winkel des Sees, auf einer Anhöhe mache ich Halt. Dort drüben liegen zwei Dörfer, klein und bescheiden, Kottach und Egern. Lauter kleine Häuschen, die sich lebhaft zusammendrängen. Und dahinter steigt der dunkle Girschberg hinan. Der Fährmann fährt hinüber. Seit Jahren immer derselbe. Ein hagerer, kleiner, sehniger Kerl. Das Gesicht wie Bronze so braun und glänzend. Die Augen hell funkelnd. Sehr gut steht dazu das grüne Kostüm.

Auf grünem Wasser fährt dort drüben ein Boot, eine junge Bäuerin sitzt drin und rudert zum Bahnhof hinüber. Sie singt kräftig und schnell, und der Schall dringt herüber. Es klingt, als wäre es ganz naß. Sieht man aber hin, so staunt man über die Entfernung, kaum ist die Gestalt zu erkennen. So weit trägt das Wasser herüber. Die Ruhe wird dadurch um so tiefer. Der volle Klang der Stimme ist herb und klar. Leise plätschert das Wasser zu meinen Füßen. Und hoch reden sich die Berge und thronen in ewiger, unbeflegbarer Kraft, Denkmäler von Gewalt und Schönheit, ruhend in der Sonne.

Das Ganze ein herrliches Bild des unermesslichen, sonnen-durchglühnten Raums.

Kleines feuilleton.

Zauberuren. Der primitive Mensch flüchtet sich in allen Sorgen und Nöten, die ihm zustößen, in das Gebiet des Religiösen, wo er bei den überirdischen Mächten seiner dunklen Ahnung am ehesten Hilfe und Rettung zu finden hofft. So ist denn auch bei allen Krankheitsfällen die Besänftigung und Verjöhnung, die Anrufung der Gottheit seine wirksamste und wohlthätigste Medizin. Zahllos sind daher die Zauberurmittel, Amulette und Talismane, denen er einen Zusammenhang mit segenspendenden Mächten und

göttlicher Heilkraft zuspricht. Gewisse Pflanzen spielen hierbei, wie im „Scientific American“ des längeren ausgeführt wird, eine große Rolle. Eine wollige und inorrige Wurzel, verwandt der bei uns im Mittelalter so hoch geachteten Mandragora, dem wunderthätigen „Alraun“, wird ihrem Aussehen nach bei manchen Völkern als „mythisches Lamm“, bei den Chinesen als „goldhaariger Hund“ (Kaochi) bezeichnet. Sie gilt als ein Zauberurmittel voll wunderthätiger Heilkraft, was sich schon in ihrem halb tierischen, halb pflanzlichen Aussehen bekunden soll. Gesundheit, Jugend, Schönheit und Glück werden ihrem Besitzer in reichem Maße zuteil. Das Tierreich liefert eine große Anzahl von wirksamen Amuletten. Kröten und anderen Molchthieren wird eine gesundmachende Wirkung zugeschrieben; in China sind ein beliebtes Heilmittel Eidechsen, die getrocknet und sorgsam auf Bambusstäbe aufgezogen werden und die man nur bei sich zu tragen braucht, um aller Schmerzen ledig zu sein. In Japan gilt eine Schlangenhaut, auf den kranken Körperteil gelegt, als die kräftigste Medizin bei allen Unterleibsleiden. Auch den Schildkröten bringt der chinesische Arzt große Sympathie entgegen und wendet sie bei dieser oder jener Krankheit an. Ein merkwürdiger Aberglauben ist die Bedeutung, die man verholzten Knochen von Tigern oder Affen beilegt. In China werden bestimmte Arten von Schmalbennestern als besonders kräftigende Nahrung den Kranken gereicht, und eine Besserung jedes Uebels wird von ihnen erwartet. Das Unheilurmittel vieler Zauberer bei wilden Völkern ist das Erzeugen großen Lärms und Getöses, weil man dadurch die bösen Dämonen aus dem Körper des Kranken zu vertreiben hofft. Zu diesem Zwecke dienen hölzerne Klappern, die mit dem Fell eines Wildes überzogen werden und die Form einer Schildkröte haben. Die Lamas in Tibet verwenden zur Austreibung von Teufeln, die die Menschen mit Beschwerden und Uebeln quälen, Pfeifen, die aus Menschenknochen gemacht und mit Menschenhaut überzogen sind; dazu wird auf einer Trommel, die aus zwei Menschenschädeln besteht, ein dumpfes Geräusch erzeugt. Wunderthätige Kraft und heilsame Zauberer schreibt man auch allen Klaidern, Lumpen oder anderen Gegenständen zu, die ein heiliger Mann oder ein heiliges Tier berührt hat. Bei den Indianern, bei den Norwegern und anderen nordischen Stämmen gilt der Fuß des Elch für die beste Veruhigung aller epileptischen Anfälle; er wird dem von Zudungen Besessenen aufs Herz und dann ans Ohr gelegt, worauf die Erscheinungen sofort nachlassen sollen. Auf den Havaischen Inseln existiert ein merkwürdig geformter Fetisch, der aus einem menschlichen Schenkelknochen und vielen Strähnen menschlichen Haars besteht und jegliches Unglück abwendet. In Korea werden am letzten Tage des Jahres auf allen Häusern menschlich gebildete Strohwische herausgesteckt, weil man dadurch alle Sünden aus der Wohnung herauszutreiben meint und sich damit am besten gegen die unheilvollen Folgen des bösen Wides schützt. Ein probates Zauberurmittel gegen Warzen und unreinen Teint wird aus dem Mittelalter und von einigen wilden Stämmen berichtet: Es besteht darin, daß man ein Stück rohen Fleisches auf die betreffende Hautstelle legt und dann das Stück Fleisch vergräbt, worauf sogleich die Warzen verschwinden. Schönheitsmittel der Frauen bestehen auch darin, daß sie allerhand Pflanzen und Gräser essen. Weicher, blasser Teint wird blühend und rot durch den Genuß von Rosen; in Algier essen die Frauen, um schön zu werden, den „Moghornklee“, der dort vielfach wächst. Zahllos sind die Zeremonien und Opfer, die in China, Indien, Java und Korea den verschiedenen Göttern und Göttinnen dargebracht werden, auf daß sie die Krankheiten heilen möchten. Eine Hindugöttin, die die Boden vertreibt, ist beständig von Kranken umlagert, die zu ihr emporsinken, während junge Mädchen mit reinen Händen die opfergefüllten Körbe herbeitragen, die Priester ihre Ruffil ertönen lassen und bestimmte Gebete laut vortragen. In Java haben viele Gottheiten große Gloden um den Hals gefängt, an denen der Bittstehende läutet, um die Aufmerksamkeit des mächtigen Krankheitsvertreibers zu erregen. In Korea und bei den Indianern Nordamerikas werden Wildwerke aus dem verschiedenartigsten Material hergestellt, in denen die Götter ihre Wohnung nehmen und durch die sie ihre Wundermacht betätigen. Ein merkwürdiges Amulett dieser Art ist die aus Leder verfertigte Figur eines Zauberers, die ritlings auf einem Pferde sitzt, wie sie die Koreaner gegen Krankheit bei sich tragen. Die Junni-Indianer stellen aus Ton ein Abbild des Berglöwen her, den sie als den obersten der Jagdgötter und den Wächter in den ewigen Jagdgründen verehren, und der mächtige Geist dieses Tieres kommt dann, um in dem tönernen Abbild zu wohnen und hilft dem Stamme auf dem Kriegspfad und beim Jagen. Eine merkwürdige Art der medizinischen Behandlung besteht auch heute noch in einzelnen Teilen Japans, wo die Aerzte mit der modernen medizinischen Wissenschaft sich noch nicht bekannt gemacht haben. Die Diagnose erfolgt hauptsächlich durch die genaue Beobachtung des Pulses, und zwar gibt es sechs verschiedene „Pulse“, drei an jedem Handgelenk, an der rechten Hand als obersten Puls den des Herzens, als mittleren den des Magens, als unteren den der rechten Niere; an der linken Hand als obersten Puls den der Lungen, als mittleren den der Leber, als unteren den der linken Niere. Mittels dieser merkwürdigen Einteilung stellen diese Aerzte durch bloßes Pulsfühlen jede Krankheit fest und wissen dann den rechten Weg zur Heilung vorzuschreiben, oder sie konstatieren auch mit Bestimmtheit, daß der Patient überhaupt nicht krank ist, und diese tröstliche Versicherung können sie recht oft geben, daß sie sehr häufig nichts Besonderes bemerken.

Völkerkunde.

Ein neu erforschtes Indianervolk. In dem brasilianischen Staat Matto Grosso wohnt eine große Zahl von ursprünglichen Stämmen, die noch fast ganz unerforscht sind. Diese Völker ist jetzt ausgefüllt worden mit Bezug auf einen Indianerstamm, die Bororo, zu denen Dr. Coof eine Reise unternommen hat. Der erste Bericht über das Ergebnis dieser Forschungen sowie über die von ihm mitgebrachten Sammlungen wird jetzt in den „Miscellaneous Collections des Smithsonian Institut“ veröffentlicht und bietet eine Fülle höchst fesselnder Einzelheiten. Die Bororo-Indianer gehören vielleicht zu den am reichlichsten bemalten Menschen, die es auf der Erde gibt, denn überall, wo sie sich in zutraulicher Annäherung an die Europäer niedergelassen haben, hinterließen sie einen Farbensied wie ein Malertopf. Ueberhaupt benahmen sie sich mit der denkbar größten Naivität. Einige rauchten, andere kauten an den Körnern einer gerösteten Kornähre, noch andere knabberten an dem fäseähnlichen Fleisch einer kleinen Palmenfrucht, und die männliche Jugend beschäftigte sich teils mit dem Verschlingen schwarzergerösteter Fische, teils mit einer Art von Bogenschießen, die Frauen und Kinder bildeten in etwas größerer Entfernung einen Ring um die sonderbare Gruppe. Trotz des aufs höchste gesteigerten Interesses, das die Indianer an den weißen Männern und ihrer ganzen Ausrüstung nahmen, stahlen sie nie etwas, was den Fremdlingen von Anbeginn gehört hatte; dagegen schienen sie für erlaubt zu halten, sich Gegenstände zu holen, die sie an die Europäer verkauft hatten. Die äußere Erscheinung war recht merkwürdig. Der Kopf war bei Männern und Frauen eingerahmt von einer wirren Masse von kraffen, groben schwarzen Haaren, die bis auf die Schultern niederhingen, und reichlich, wie auch der übrige Körper, mit Fischtran gesalbt und mit einem eigentümlichen roten Teig von einer Beerenfrucht beschmiert waren. Für den Gipfel des Fußes schienen es die jungen Leute, Knaben und Mädchen, zu halten, wenn sie sich den ganzen Körper mit Federn bekleideten, und die Eltern gewährten diesen Schmutz ihren Kindern als besondere Belohnung. Alle jungen Männer und Knaben trugen in einem Loch der Unterlippe eine Kette aus Stücken einer Muschelschale, ältere Männer an derselben Stelle einen Pflock, und zwar aus praktischen Gründen, weil das Loch in der Unterlippe sonst beim Trinken hinderte. Die jungen Männer sind um die Lenden mit einem sehr bescheidenen Gürtel aus Palmblättern bekleidet, der nur 2–3 Zentimeter breit ist, und tragen außerdem mancherlei Schmud aus Affenzähnen usw. Merkwürdig ist die Sitte, um den Hals oder um den Kopf Ringe aus Haaren zu tragen, die bei Leichenbegängnissen den trauernden Hinterbliebenen ausgerissen werden. Das weibliche Geschlecht nimmt es viel genauer. Die kleinen Mädchen bekommen schon im Alter von sechs Jahren eine Art von Korsett, das aus Baumrinde hergestellt, besonders geegert und dann zweimal um den Körper herumgeschlungen wird. Es scheint dann damit den Bororos nicht anders zu ergeben, als der holden Eitelkeit bei uns, denn wenigstens in der ersten Zeit bereitet dies Kleidungsstück den jungen Indianerinnen sichtlich Unbehagen. Dafür haben sie weiter nichts an mit Ausnahme eines anderen Bindestreifens, der von vorn nach hinten zwischen den Beinen durchgezogen wird. Alle Frauen der Bororos, die wahrscheinlich auf weitere Eroberungen verzichteten, legen wohl das Korsett ab oder ersehen es wenigstens durch ein bequemeres aus weicherer Rinde. Die Bororo-Indianer leben gewöhnlich zu je zwei Familien in einer Hütte zusammen, doch hat jede Familie ihr eigenes Feuer, über dem auf einem hölzernen Rest Fische, Fleisch und Gemüse gekaut werden. Etwa 1½ Meter über dem Feuer hängt ein zweiter sehr großer Koff, der gewissermaßen die Speisekammer der Familie darstellt und zur Aufbewahrung von leichter verderblichen Speisen dient, indem diese durch das Feuer von unten her angeräuchert werden. Jede Familie hat eine, zuweilen auch mehrere Matrasen, die aus langen Palmblättern geflochten sind; außerdem verfügt jeder einzelne über ein Kopfstissen, das freilich zuweilen nur in einem Stück Holz besteht oder auch in einer kleinen Kasse aus grünen Bananenstängeln.

Der Tod eines Kindes, das zu einer der angesehensten Familien gehörte, gab den Forschern Gelegenheit, eine Reihe sonderbarer Bestattungsgebräuche kennen zu lernen. Zunächst wurde eine ausführliche Totenklage abgehalten, die in dem lauten und tiefen Abingen eines Textes besteht, der etwa wie „hauh hauh ah ah“ klang, und von einem Quartett nadter, bemalter und besedexter Männer ausgeführt wurde. Bei jeder Note machten diese Leute eine kleine Kniebeuge und vollführten außerdem einen begleitenden Rärm mit Klappern, die aus Kürbissen hergestellt waren. Hinter dem Quartett stand ein Chor von Weibern, die mit Fächern die Fliegen abwehrten; dazu kam das Geseul von zwei großen Flöten, das hese Gewahl von Kürbistrumpfen und das Solo der klagenden Mutter, die, mit ihrem eigenen Blut beschmiert, neben dem Leichnam ihres Kindes hockte und sich die Haare ausraufte, wobei der trauernde Vater ihr Beistand leistete. Die Toten der Bororo-Indianer werden in die Decke von Palmblättern eingewickelt, die ihnen als Bett gedient hat und dann nach Vollendung der Totenklage nach dem öffentlichen Spielplatz getragen, wo sie mit etwa ¼ Meter Erde bedeckt werden. Jeden Abend nach Sonnenuntergang versammelt sich hier die trauernde Familie nebst ihren Freunden und murmelt einen leisen Gesang, das Antlitz nach dem

schwindenden Licht gerichtet. Außerdem wird das vorläufige Grab jeden Abend mit Wasser begossen, um den Zerfall des Leichnams zu beschleunigen. Ist dieser weit genug gediehen, so wird wieder eine große Feier abgehalten. Ein höchst phantastisch mit Palmblättern und Federn geschmückter Mann spielt dabei die Hauptrolle und beginnt mit einem sonderbaren Tanz, an dem allmählich mehr Männer teilnehmen, die von Kopf bis zu Fuß mit Lehm beschmiert und außerdem mit schwarzen Strichen bemalt sind. Schließlich wird das Grab mit den Fingern aufgekratzt, der Tote in einer Weise zutage gefördert, die besser nicht geschildert wird, und in ein Feuer geworfen. Auch dann haben die armen Gebeine noch keine Ruhe erlangt, sondern erfahren noch eine weitere Behandlung, für die es schwer hält, eine Erklärung zu finden.

Die Bororos glauben an eine Seelenwanderung. Hat der Verstorbene einen sehr schlechten Lebenswandel geführt, so tritt er eine Wanderung in den unteren Regionen an. Die Seele schlägt ihren Wohnsitz in den Körpern gewisser Fische und Säugetiere auf, von denen sie immer wieder ausfahren muß, wenn das Tier stirbt. Dienen solche Tiere dem Bororo-Indianer zur Nahrung, so muß vor dem Genuß ein Priester den etwa darin wohnenden Geist austreiben, weil auf die Speise sonst Krankheit und Tod folgt. Wenn ein Priester zu diesem Zweck einen Fisch beschwört, ruft er mit lautem Geschrei die Sonne an, vollführt einen ekstatischen Tanz, bläst und spuckt dem Fisch in den Mund und behandelt ihn mit Schlägen. Nur die Priester haben das Vorrecht, nach dem Tode ein Jenseits zu erlangen, wo die Sonne wohnt. Die Priester sind überhaupt mit großer Macht ausgestattet, auf deren Wahrung sie eifersüchtig bedacht sind. Wird ein Bororo krank, so wird ein Priester geholt, der feststellen soll, ob der Kranke gesund oder sterben wird. Falls der Priester den Tod voraussetzt, so zählt er an seinen Fingern ab, wieviel Sonnen der Kranke noch sehen wird. Hat dieser die Dreißigkeit, nach Ablauf der Zeit noch am Leben zu sein, so schickt der Priester seinen „Erefutor“, der sich dem Kranken rücklings auf den Leib setzt und ihn erdroffelt, damit der Priester mit seiner Diagnose recht behält. Die Bororos sind vielleicht das einzige Volk, dessen Ärzte infolge dieser Praxis stets imstande sind, den Tod eines Kranken auf den Tag vorauszusagen.

Bücher-Einlauf.

Romane, Novellen, Erzählungen.

- Schalom Asch: Bilder aus dem Ghetto. Novellen. (S. Fischer, Berlin. 3 B., geb. 4 M.)
- Margarete Böhme: Dida Ibsens Geschichte, ein Finale zum Tagebuche einer Verlorenen. Roman. (F. Fontane u. Co., Berlin. 4 M., geb. 5 M.)
- Dolorosa: Die Starke. Ein Athletenroman. (Leipziger Verlag, G. m. b. H., Leipzig. 3 M.)
- Erdmann Graeser: Lemles sel. Witwe. Zur unterirdischen Tante. — Die Sache macht sich. Zwei humoristische Romane. (H. Seemann Nachf., Berlin. Jeder Band 1 M.)
- Hedwig Hard: Die im Schatten gehen. Skizzen. (G. Riedes Buchhandlung Nachf., Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Paul Oskar Höder: Ich große nicht! (Grellheim u. Co., Leipzig und Berlin.)
- Ignotus: Die Dame in Weiß. (Karl Konegen, Wien. 4 M.)
- Vemo Jakobson: Rund um die Liebe. Berliner Skizzen. (Harmonie, Berlin. 2 M., geb. 3 M.)
- Gustav Adolf Müller: Unterm wilden Apfelbaum. (Grellheim u. Co., Leipzig und Berlin.)
- J. E. Porizky: Liebesgewalten. Novellen. (Karl Freund, Berlin.)
- Francois Rabelais: Pantagruel, Zweites Buch. Verdeutschet von Dr. Dwiglaj. Umschlag nach einer alten Vorlage. (Gebestet 3,50 M., elegant gebunden 4,50 M. Verlag von Albert Langen in München.)
- Wilhelm Schüssen: Vincenz Kaufhaber. Ein Schelmenroman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 2,50 M., geb. 3,50 M.)
- E. Stilgebauer: Der Börsenkönig, Roman. (M. Bong, Berlin. 4 M., geb. 5 M.)
- Otto Weddigen: Krieg und Katastrophen, ein Friedensroman. (M. Sattlers Verlag, Leipzig.)
- Emile Zola: Lourdes. Neue Ausgabe in einem Bande. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 2,50 M., gebunden 3,50 M.)
- Emile Zola: Rom. Neue Ausgabe in einem Bande. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 3 M., gebunden 4 M.)